

Zeitschrift: ZeitBild
Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut
Band: 10 (1969)
Heft: 1

Artikel: Sühne ohne Schuld
Autor: Dery, Tibor
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1095496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sühne ohne Schuld

Aus den Memoiren von Tibor Dery

M. C. Die gegenwärtig erscheinenden Memoiren von Tibor Dery, dem 74jährigen kommunistischen Schriftsteller (Parteibuch: 1919), haben in den letzten Monaten in Ungarn ebensoviel Staub aufgewirbelt wie seinerzeit die Erinnerungen von Ehrenburg in Moskau.

Der Dichter, der niemals eine Krawatte trug, gehörte zu den gefeierten Sängern des neuen Ungarn. Mit der offiziellen engstirnigen Kulturpolitik der Partei geriet er bald in Konflikt. Seine eigenwillige oder, wie man es in höheren Parteikreisen sagte, «exzentrische» Schreibweise war den Schablonen und Propagandaslogans abhold, und daher war er schon früh Zielpunkt dogmatischer Angriffe.

Vom Sommer 1955 an konzentrierte Dery mit einer Gruppe anderer kommunistischer Schriftsteller zusammen seine Kritik auf die Parteipolitik. Er veröffentlichte damals seine Novelle «Niki», die sich auf symbolische Art mit der Tragik des unschuldig Eingekerkerten beschäftigt. Als er sich am 27. Juni 1956 an der sogenannten Pressediskussion des Petöfi-Kreises erhob, um zu sprechen, fielte er ein vernichtendes Urteil über das volksdemokratische Regime Rakosis. Diese Worte waren es anscheinend, die ihn später ins Zuchthaus brachten. Wir zitieren hier einige Sätze aus jener Rede. Sie erinnern an die Formulierungen des «Prager Frühlings»:

«Seit 1948 (dem Jahr der kommunistischen Machtübernahme; Anm.) bis in die allerjüngste Zeit bestand in unserem Land die Tendenz, die Wahrheit zu verdunkeln. Dieser Prozess hält auf gewisse Weise noch an, aber, wie ich hoffe, nicht mehr lange. Ich benütze nicht sehr gerne politische Ausdrücke, doch um der Klarheit willen möchte ich sagen: Das war das stalinistische Zeitalter unserer Literatur... Wir müs-

sen in unserem sozialistischen System die Fehler suchen, die nicht nur unseren Führern erlauben, ihre Macht zu missbrauchen, sondern die auch uns unfähig machen, einander mit der Menschlichkeit zu behandeln, die wir verdienen. Die Fehler, um die es sich hier handelt, sind strukturelle Fehler, die in einem völlig unnötigen Ausmass die Rechte des Individuums beschneiden und ebenso unnötig seine Lasten erhöhen. Wir meinten einen Sozialismus zu bauen, während man uns die blut- und lügenbefleckten Mauern eines Kerkers errichtete. Ich fühle mich verantwortlich, denn mir selbst sind die Augen zu spät aufgegangen. Als es einmal geschehen war, warf ich mir vor, meine Worte — oder mein Schweigen — nicht so gebraucht zu haben, dass alle verstehen konnten. Wir Schriftsteller dürfen aber einen mildernden Umstand für uns geltend machen: Zwar haben wir den offenen Kampf gegen die Tyrannei sehr spät begonnen, aber immerhin sind wir es, die das Signal gegeben haben.»

Dery, als einer der Führer der revolutionären Schriftsteller, sprach am 23. Oktober 1956 zu den Demonstranten, die das verhasste System innerhalb einiger Stunden stürzten. Er blieb in Ungarn, als die Revolution niedergeschlagen war. Er wurde im April 1957 verhaftet (also etliche Monate nach dem sowjetischen Einmarsch; siehe CSSR heute und morgen) und im November 1957 zu einer neunjährigen Gefängnisstrafe verurteilt.

In der jetzigen Dezemberrnummer der Budapester literarischen Monatszeitschrift «Kortars» setzte er die Veröffentlichung seiner Memoiren fort, und als erster der in Ungarn lebenden Schriftsteller berichtet er in diesem Teil seines Textes von seinen Erlebnissen im Zuchthaus. Der schwer erkrankte Altkommunist Dery war im Gefängnis seiner Parteigenossen nach eigenen Angaben ein prominenter Häftling, der viele Privilegien genoss. Der Leser kann sich auf Grund der Erzählung selbst vorstellen, wie es dort jenen erging, die weder Altkommunisten noch vielfach preisgekrönte Prominente waren.

Aus dem Text von Dery

(«Kortars», Budapest, Nr. 12/1968, Seiten 1865—1884)

Im Spital des Budapester Sammelgefängnisses trat am Nachmittag des 12. Mai 1959 der Hausarbeiter in meine Kerkerzelle ein, die ich mit einem Mitgefangenen, dem Historiker K. D. (Domokos Kosary, ein bekannter ungarischer Historiker; Anm.), teilte. Er arbeitete an der Geschichte des ungarischen Aussenhandels, und ich schrieb einen Roman, nämlich «Herr G. A. in X.». Wir kamen recht gut miteinander aus. Unter den gegebenen Umständen war unser Leben gerade noch tragbar, obwohl K. D. sehr

fror, weil eine Scheibe unseres Zellenfensters seit dem Winter zerbrochen war und die Reparatur auf sich warten liess. Ich selbst hatte mir damals ein Herzleiden und verschiedene Gelenkentzündungen zugezogen. Aber wir hatten mehrere Decken, und das kam uns zustatten. Sonst war die Gefängniszelle geräumig und hell; man verfügte sogar über ein WC mit fliessendem Wasser. In der Entfaltung unseres schriftstellerischen Fleisses störte uns nicht einmal der Umstand, dass wir voneinander streng getrennt waren und mit Ausnahme der Wärter, der Aerzte und der uns von Zeit zu Zeit besuchenden Krankenschwester — das erste weibliche Gesicht und die erste weibliche Stimme seit zwei Jahren! — niemanden sehen durften.

«Packen Sie Ihre Sachen!», sagte der Hausarbeiter, der mit dem Gefängniswärter in der geöffneten Tür stand. «Packen Sie!»

Erst konnte ich es nicht fassen. «Was soll ich packen?»

«Alles», sagte der Hausarbeiter.

Ich erinnere mich noch, dass mir der Hals eng wurde.

«Wozu? Muss ich schon wieder weg?»

Schon einmal hatte man mich aus dem Spital in das kleine Gefängnis eingeliefert. Aus der dortigen Dunkelheit war ich nach drei Tagen Uebelkeit und ein bis zwei klaustrophobischen Ohnmachtsanfällen zurückgetragen worden.

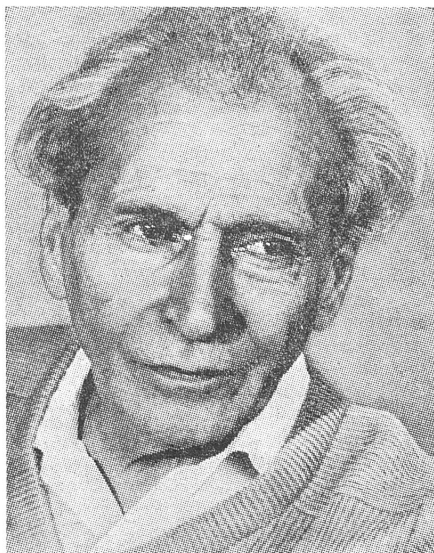
«Nur keine Fragen», mahnte der Wärter hinter dem Rücken des Hausarbeiters. «Wenn Sie gepackt haben, aber frisch, dann klopfen Sie, verstanden?»

Ich war ein Begünstigter; ich hatte also etwas zum Packen. Im Unterschied zu den meisten Mitgefangenen durfte ich ausser den zugeteilten Sachen auch einige Privatgegenstände in der Zelle bei mir behalten: 20—30 Bücher, längst auf dem Boden aufgestapelt, warme Unterkleidung, einen Sweater und einige Taschentücher. Da ich weder eine Schachtel noch einen Koffer haben durfte, brachte ich meine Habseligkeiten auf einen Haufen in die Mitte der Zelle. K. D. beobachtete erregt und blass alle meine Bewegungen.

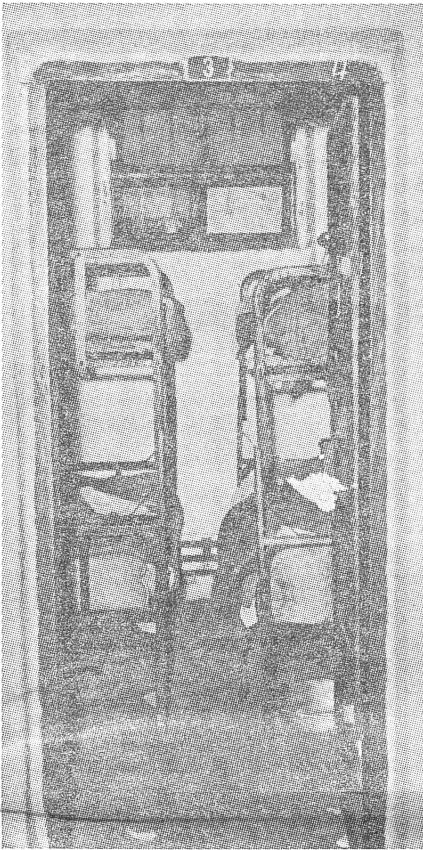
«Du bist amnestiert worden», sagte er.

Ich besass ein kleines Nylontischtuch, das ich von einem Gefangenen geerbt hatte. Ich liess es selbstverständlich in der Zelle zurück, zusammen mit dem Rest des letzten Lebensmittelpaketes von meiner Frau. Nun klopfte ich an die Zellentür. Auf dem Gang erhielt ich in einem Sack meine Zivilkleidung und musste mich dort umziehen.

«Also, hat man mich amnestiert?», fragte ich den Wärter. Der unvorstellbare Augenblick, den ich mir schon seit zwei Monaten ohne Hoffnung erhoffte, war da. Der Gefängniswärter durfte mir laut Vorschrift keine Antwort geben und schwieg. Ich fragte mit einer Kopfbewegung auch den Hausarbeiter, aber auch er antwortete nicht, denn der Wärter liess ihn nicht aus den Augen. Während ich mich umzog, waren wir zu dritt im Korridor, dessen Zellen für die prominenten 56er Politischen reserviert waren. Alle in strenger Absonderung. Ueber den einen oder andern Insassen dieser Zellen hatten wir in den vergangenen Jahren etwas in Erfahrung bringen können, doch das Klopffzeichen-Abc der Gefängnisse vermochte ich nie zu erlernen.



Dery 1956 vor dem Petöfi-Kreis: «Wir müssen die Fehler in unserm sozialistischen System suchen.» Dery heute: «Ich werde meine Rede vor dem Petöfi-Kreis nicht zurückziehen.»



Eine Zelle im Budapester Sammelgefängnis «Gyűjtő fogház», in dessen Spitalabteilung sich Dery befand.

In Zivil gekleidet, kehrte ich in die Zelle zurück. Ich glaube nicht, dass ich blasser war als mein Mitgefangener K. D.

«Selbstverständlich darfst du heimgehen. Und natürlich hat man mich wieder übergangen, das wusste ich schon im voraus», sagte er in seiner masslosen Empörung.

Seine Entrüstung war nur allzu verständlich, denn mit einer dreimal höheren Strafe als die seine wurde ich doch früher freigelassen. Wir umarmten uns lange, als ich eine Stunde später wieder auf den Gang kommandiert wurde. Eine lange Schlange wartete dort schon auf mich. Alle in Zivil. Mitgefangene aus den Zellen desselben Korridors. Bisher hatte ich nur einige von ihnen beim Öffnen der Tür sehen können. Jetzt sahen wir einander in voller Lebensgrösse von Auge zu Auge; ein neuer Beweis für die Amnestie. Bis jetzt hatte man jeweils nur am 4. April, am Tag der Befreiung, Amnestien gewährt, aber ich wusste, dass beispielsweise Zoltan Tildy (der kürzlich verstorbene erste Präsident der Ungarischen Republik; Anm.), ebenfalls von unserm Korridor, ausserhalb der Reihe freigelassen worden war.

Ich hätte meine Bücher nicht allein tragen können, doch der Wärter hatte dem Hausarbeiter erlaubt, mir behilflich zu sein. Ich stand am Ende des Zuges.

«Amnestie?», fragte ich ihn flüsternd.

Er schüttelte nur den Kopf: Nein.

Nein? Diesmal wollte ich meinen eigenen Augen nicht trauen.

«Keine Amnestie?», fragte ich ihn in der heiligen Ueberzeugung, mich geirrt zu haben, ihn nicht verstanden zu haben. Der Hausarbeiter hätte seinen guten Posten aufs Spiel gesetzt, wenn man ihn bei einem Gespräch ertappt hätte. Er trat mit den zusammengebundenen Büchern auf seinem Rücken vor mir in die Reihe, um meine Fragen nicht beantworten zu müssen. Keine Amnestie?

Unser Zug hatte sich in Bewegung gesetzt, aber nicht erwartungsgemäss in Richtung Gefängnisbüro, sondern nach dem kleinen Gefängnis. Dort verteilte man uns zu zweit oder zu dritt in die Zellen des Parterres und des ersten Stocks. Ich wurde allein in die Todeszelle gesperrt.

Dabei wunderte ich mich nicht allzusehr: meine Phantasie hatte sofort für Erklärungen und Ausflüchte gesorgt. Ich fasste augenblicklich die Lage so auf: Ich bin eine so wichtige Persönlichkeit in der Geschichte von 1956, dass sie mit mir Schluss machen wollen. Um unnötiges Aufsehen zu vermeiden, wollen sie kein Gerichtsurteil, denn das würde die Öffentlichkeit ohnehin erfahren. Sie räumen mich in aller Stille sozusagen mit der linken Hand aus dem Wege, denn in einem Zuchthaus kann der unerwünschte Gefangene fast spurlos beseitigt werden. So überlegte ich meine Lage, als sich die Tür meiner Todeszelle hinter mir geschlossen hatte.

Nach dem ersten heftigen Herzklopfen und nach einigem Ringen mit dem Atem hatte ich auf der Pritsche Platz genommen. Einen Stuhl gab es nämlich in dieser Zelle nicht. Zum Nachdenken blieb mir reichlich Zeit, von 4 bis 5 Uhr nachmittags bis zum frühen Morgen um 5 Uhr, als man mich auf den Gang rief. Ich hatte zwar ein Buch aus dem Spital mitgebracht, aber lesen konnte ich nicht. Ich bereitete mich auf den Gang zum Galgen vor. Immerhin schlief ich am frühen Morgen für eine oder zwei Stunden ein.

Eigentlich war ich mir bewusst, dass meine tatsächliche Rolle bei den Ereignissen von 1956 unerheblich war und nicht einmal aus praktisch-politischer Sicht gewürdigt werden konnte. Geschweige denn mit der Todesstrafe, denn schon die gegen mich verhängte neunjährige Zuchthausstrafe übertraf mehrfach das vernünftige und politisch gerechtfertigte Mass der Vergeltung. Auch war ich vor meinem Gewissen natürlich von meiner völligen Unschuld überzeugt. Trotzdem pflichtete ich indessen der Fiktion bei, dass meine historisch wichtige Person liquidiert werden müsse. Dazu muss ich hier einflechten, dass man in den zwei Jahren Kerkerhaft mein Selbstgefühl als Volkstribun ununterbrochen gemästet hatte... Meine Zeit war kurz. Wenn ich morgen früh gehenkt werde, sagte ich mir, muss ich zuerst meine andern Angelegenheiten nochmals überdenken. Meine Mutter. Sie ist seit einem Jahr tot. Die Nachricht von ihrem Tod hatte ich im Gefängnis erst mit einem halben Jahr Verspätung in Erfahrung bringen können... Meine Frau. Rakosi wird offensichtlich auch an ihr Rache nehmen, denn es ist doch klar, dass er wieder da ist; er hat die Macht wieder übernommen, und auf seinen Befehl wird mein Galgen gezimmert...

Wie ich bereits erwähnt habe, schlief ich erst morgens ein. Kurz darauf wurde ich geweckt und

auf den Gang kommandiert. Dort stand der gestrige Zug aus dem Spital wieder in Reih und Glied, aber er war schon doppelt so gross wie gestern. Der Hausarbeiter stellte das Buchpaket neben mich ab... Ah, das Buchpaket kommt mit, dann werden sie mich doch nicht hängen. Die Möglichkeit, dass man mich nur wegen der Ueberfüllung der Zellen im kleinen Gefängnis und aus Platzmangel in die Todeszelle eingewiesen hatte, war mir abends überhaupt nicht eingefallen, auch beim tollsten Herumschweifen der Gedanken nicht.

Meine politische Rolle in jenen Jahren war bloss eine Folge des falschen Proportionsgefühls; ich kannte weder meinen Platz in der Welt noch meine Fähigkeiten, meine Aufgabe ohne Größenwahn würdig zu erfüllen... Ich hatte auch die Waffen der Politik nicht gekannt, mit denen sie schlägt und zurückschlägt; also griff ich schlecht an und konnte mich noch schlechter verteidigen. Wenn ich heute zurückdenke, kann ich in Kenntnis der Macht verstehen, dass sie nach ihren eigenen Gesetzen auch nicht anders antworten konnte, als sie es tat. Rakosi hätte mich über kurz oder lang hängen lassen. Nach Rakosi war es folgerichtig, dass ich ins Gefängnis kam...

In der Rede im Petöfi-Kreis (siehe Einleitung; Anm.), nach welcher Rakosi mich aus der Partei ausschliessen liess, war es um seine Person gegangen, obwohl ich ihn nicht beim Namen genannt hatte... Ich suchte den Fehler nicht im Plan, sondern in der Exegese.

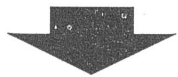
Obwohl ich sie erst später gelesen habe, bestand ich unbewusst auf der These von Marx, dass kein Ziel heilig sein kann, das sich unheiliger Mittel bedient (Marx/Engels, Werke, Bd. I, S. 60). Und als in unserer politischen Praxis der Mangel an den von mir als obligatorisch erkannten und angenehm empfundenen Einklang von Zweck und Mittel offensichtlich geworden war, wuchsen meine Unzufriedenheit und mein Unbehagen immer mehr, und die Enttäuschung bemächtigte sich meiner immer stärker. Diese Entwicklung hat, wie ich schon gesagt habe, mit dem Rajk-Prozess begonnen... Auf dem Podium des Offiziersklubs — erinnern Sie sich noch? — hatte die ausserordentlich vernehmbare Zustimmung von 7000—8000 Leuten mich in meiner Ueberzeugung gestärkt. Das war natürlich...

Aber vermutlich haben meine Beweggründe auch unzählige andere ehrliche Kommunisten dazu veranlasst, sich in dieser Zeit gegen die Partei zu stellen und auf Druck ihres Gewissens ihre eigene Vergangenheit zu leugnen, wie es auch im Oktober der Fall war. Das waren Leute, die nicht aus einer frisch gewonnenen Ueberzeugung, sondern in Hoffnung auf eine realisierbare Wiedergutmachung von einem Extrem ins andere fielen. Selbstverständlich denke ich hier nicht an die gewinnsüchtigen Konjunkturritter aller Zeiten, weder an jene, die sich reinwaschen und desodorieren wollen, noch an die immer zur Verteidigung gezwungenen Massen von kleinen Leuten, also nicht an die Mehrheit.

In scharfen historischen Kurven wechselt jede Epoche die Pferde. Trotz allem werde ich meine Rede vor dem Petöfi-Kreis nicht zurückziehen. Ich schäme mich, dass ich sie auf der Gerichtsverhandlung im Gefängnis der Fö-Strasse verleugnete. Allerdings, das wiederhole ich, wäre es nicht meine Pflicht gewesen, sie zu halten. ■

Sie können Fr. 120 000.— gewinnen!

Wenn Sie Glück haben. Und wenn Sie einen neuen Jahresabonnenten auf das ZeitBild werben. Dann erhalten Sie von uns ein SEVA-Los. Geschenk. Und für jeden weiteren Neuabonnenten, den Sie finden, erhalten Sie ein weiteres Los. Ebenfalls geschenkt. Je mehr Neuabonnenten Sie finden, desto grösser die Chancen.



Melden Sie Ihre Neuabonnenten mit untenstehendem Abschnitt, mit Postkarte oder mit Brief. Hauptsache, wir haben Ihre Meldung bis spätestens 31. Januar (Poststempel entscheidet). Einzige Bedingung: neue, geworbene Jahresabonnenten.

Hier der Trefferplan :	1 × Fr. 120 000.—
	1 × Fr. 40 000.—
	5 × Fr. 10 000.—
	15 × Fr. 1 000.—
	15 × Fr. 500.—
	190 × Fr. 100.—
	760 × Fr. 20.—
	1 900 × Fr. 10.—
	38 000 × Fr. 5.—
	40 887 Fr. 475 700.—

Die SEVA-Ziehung findet am 27. Februar 1969 statt. Wir werden Ihnen melden, wenn Sie unter den Gewinnern sind. Wahren Sie Ihre Chancen. Sie helfen damit auch uns.

Bitte abtrennen und einsenden an: Schweizerisches Ost-Institut, 3000 Bern 6.

Ich melde folgende Neuabonnenten und bitte Sie, mir die gleiche Zahl SEVA-Lose an meine untenstehende Adresse zu schicken.

Neuabonnenten (bitte in Blockschrift Name, Vorname, Beruf, Strasse, PL und Ort angeben):

Meine genaue Adresse: _____

Herausgeber: Schweizerisches Ost-Institut • Domizil: Jubiläumsstrasse 41, CH - 3000 Bern 6 • Telefon 031 43 12 12 • Telex: 32 728 • Telegramm: Schweizost • Redaktion: Peter Sager, Christian Brügger • Mitwirkung: Die wissenschaftlichen Mitarbeiter des Ost-Instituts und Auslandskorrespondenten • Administration und Inseratenverwaltung: Peter Dolder • Druck: Verbandsdruckerei AG Bern • Jahresabonnement Fr. 24.— (Ausland Fr. 26.—; DM 24.—), Halbjahr Fr. 13.— (Ausland Fr. 14.—; DM 13.—), Einzelnummer Fr./DM 1.— • Insertionspreise: Gemäss Inseratenpreisliste Nr. 3 • Postcheck ZeitBild 30-24 616 • Banken: Spar + Leihkasse Bern, Konto 153.400.50; Deutsche Bank, Frankfurt a. M., Konto 78-2409.

Das Schweizerische Ost-Institut widmet sich der Forschung und Information über internationale Entwicklungen • Tätigkeitsgebiete: ZeitBild (Zweiwochenzeitung) • Informationsdienst (Presseübersicht aus kommunistischen Staaten) • Wirtschaftsdienst (Nachrichten über die Wirtschaftsentwicklung im Ostblock) • Freier Korrespondenzdienst (Artikel für die Presse) • Swiss Press Review and News Report (englischer Wochendienst, für Redaktionen in Asien und Afrika kostenlos) • Revista de la Prensa Suiza y Noticiario (spanischer Wochendienst für Redaktionen in Zentral- und Südamerika kostenlos) • Revue de la Presse Suisse - Informations - Commentaires (französischer Wochendienst, für Redaktionen in Afrika und im Nahen Osten kostenlos) • Arabischer Pressedienst (für Redaktionen im Nahen Osten und in Nordafrika kostenlos) • Mitteilungsblatt für die Freunde des SOI • Vortragsdienst • Buchhandlung • Verlag.